

Habermas will sein Archiv der Goethe-Universität überlassen

Aus Verbundenheit mit Frankfurt als intellektuellem Zentrum



Rundgang durch die Werkschau zu Habermas' 80. Geburtstag in der Deutschen Nationalbibliothek: Prof. Dr. Jürgen Habermas und der Kurator der Ausstellung Wolfgang Schopf. Die Schriften des Philosophen Jürgen Habermas sind in mehr 50 Sprachen übersetzt, nur eine Auswahl ist auf dem Ausstellungstransparent zu sehen.

Appell, das materialisierte Gedächtnis des Suhrkamp Verlags vor einer Entwurzelung zu bewahren, stimmte die Suhrkamp-Verlegerin nicht um.

Das neue Archivzentrum auf dem Campus Westend

Räumlich wird die Goethe-Universität optimale Unterbringungsmöglichkeiten für Habermas' Vorlass bieten. Das neue Archivzentrum, das unter anderem die Nachlässe der Autoren der Frankfurter Schule sowie das Schopenhauer-Archiv beherbergen wird, wird in Zukunft neue Akzente setzen: Es bildet einen wichtigen Baustein im Neubaukomplex der Universitätsbibliothek, der bis 2014 auf dem Campus Westend entstehen wird. »Damit bieten wir beste Voraussetzungen für eine lebendige interdisziplinäre Forschung und Lehre. Mit Ausstellungen, Lesungen und Symposien werden wir auch die Frankfurter Bürger ansprechen. Dass hier großes Interesse besteht, zeigen die enorme Resonanz auf die Werkschau zum 80. Geburtstag von Habermas in der Nationalbibliothek«, betont Müller-Esterl.

Dieser Werkschau hatte Habermas anlässlich seines 80. Geburtstags zugestimmt – selbst wenn die ambivalenten Gefühle überwogen, als das Wissenschaftslektorat des Suhrkamp Verlags und Wolfgang Schopf, Leiter des Archivs der Peter Suhrkamp Stiftung an der Goethe-Universität, mit dieser Idee an Habermas herantraten. Und so wurde die Eröffnung dieser Ausstellung im Juni zu einem öffentlichen Ereignis besonderer Art: »Was wenig verheißungsvoll nach Manuskripten und Büchern in Vitrinen klingt, erweist sich in diesem Fall als auratische

Das umfangreiche Archiv eines der bedeutendsten deutschen Philosophen der Gegenwart wird langfristig in Frankfurt seinen Platz finden: Prof. Dr. Jürgen Habermas hatte diese Absicht im September in einem Schreiben an den Präsidenten der Goethe-Universität zum Ausdruck gebracht.

Damit hat Habermas erneut – wie bereits aus Anlass seines 80. Geburtstags im Juni – seine Verbundenheit mit Frankfurt als intellektuellem Zentrum und mit »seiner« Universität bekräftigt. Bis zu seiner Emeritierung 1994 lehrte und forschte er in Frankfurt und war richtungweisend für eine Generation von jungen Geisteswissenschaftlern, die heute die Inhalte des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen« mitprägen.

Gemeinsam mit den Nachlässen anderer großer Autoren der Frankfurter Schule – wie Horkheimer, Adorno, Mitscherlich, Marcuse und Löwenthal – die sich in der Frankfurter Universitätsbibliothek und im Institut für Sozialforschung befinden, kann ein einzigartiges Ensemble Frankfurter Wissenschaftsgeschichte und bundesrepublikanischer Geistesgeschichte heranwachsen. Uni-Präsident Prof. Werner Müller-Esterl zeigte sich über Habermas' Angebot hoch

erfreut: »Ich bin froh und stolz, dass mit der in Aussicht gestellten Übernahme dieses Archivs die große Tradition der Frankfurter Schule auch auf diesem Weg in Stadt und Universität weiter wirken wird.«

Das Habermas-Archiv, das der Philosoph der Universität als »Vorlass« übergeben will und das sich zu großen Teilen in seinem Starnberger Haus befindet, umfasst unter anderem, soweit erhalten, Entwürfe und Manuskripte seiner mehr als 50 Bücher sowie Korrespondenzen mit Wissenschaftlern. Die Archivalien sollen in den kommenden Jahren systematisch wissenschaftlich aufbereitet werden. »Dies wird in enger Kooperation mit der Erschließung der bereits übernommenen Gelehrtenachlässe der Frankfurter Schule geschehen«, verweist Müller-Esterl auf die umfassenden wissenschaftlichen Erfahrungen, die die Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg in den letzten Jahrzehnten auf diesem Feld erworben hat.

Das Suhrkamp-Archiv, das ebenfalls umfängliche Bestände zu den Hauptautoren der Frankfurter Schule besitzt, hätte die bereits in der Main-Metropole vorhandenen Bestände und den Habermas-Vorlass zur Frankfurter Schule hervorragend ergänzt. Doch auch Habermas'

Installation«, lobte Michael Hierholzer in der FAZ und ergänzte: »Man könnte meinen, einem Festakt beizuwohnen. Aber es ist nichts anderes als die Eröffnung einer Ausstellung. ... Das intellektuelle Frankfurt gibt sich die Ehre.«

Die Ausstellung, die mehrere Wochen in der Deutschen Nationalbibliothek zu sehen war und seit Mitte November bis 13. Februar in der Landesbibliothek Oldenburg gastiert, zeichnet Habermas' schriftstellerische Produktion nach, sie wirft Schlaglichter auf sein intellektuelles Engagement als Repräsentant der »vierten Gewalt«, sie greift Schwerpunkte seiner Arbeit

auf, sie zeigt seine Präsenz im akademischen Leben der Goethe-Universität und illustriert die weltweite Rezeption seiner Schriften. Anlässlich der Ausstellung in Oldenburg haben nun Kurator Wolfgang Schopf und Prof. Dr. Stefan Müller-Doohm, Leiter der »Forschungsstelle Intellektuellensoziologie« an der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg, eine Broschüre zur Ausstellung und ihrer Frankfurter Eröffnung herausgegeben, unter anderem mit den Reden von Alexander Kluge und Jürgen Habermas sowie der Oldenburger Laudatio von Oskar Negt.

Die Ausstellung »... die Lava des Gedankens im Fluss. Jürgen

Habermas. Eine Werkschau« nähert sich Habermas' eigenem Beitrag zum intellektuellen Diskurs seiner Zeit an. Der Titel der Ausstellung ist übrigens Habermas' Artikel in der »Zeit« (4. September 2003) zu Adornos 100. Geburtstag entnommen. Darin erinnert sich der Philosoph, wie er 1956 aus Bonn an das Frankfurter Institut für Sozialforschung kam: »Intellektuell bin ich 1956 in ein neues Universum eingetreten. Trotz vertrauter Themen und Fragestellungen war es zugleich fremd und faszinierend. Verglichen mit dem Bonner Universitätsmilieu, war hier die Lava des Gedankens im Fluss.«
Ulrike Jaspers ♦

Marbach bekommt Suhrkamp-Schätze

Verlag schlägt das Angebot von Universität, Stadt und Land Hessen aus

Am 29. Oktober 2009 endete der Verhandlungskrimi um die Suhrkamp-Archive – ein bitterer Tag für die Goethe-Universität und die Stadt Frankfurt: Die Verlegerin Ulla Unseld-Berkéwicz entschied, die Suhrkamp-Archive dem Deutschen Literaturarchiv Marbach zu überlassen.

Universitätspräsident Prof. Werner Müller-Esterl hatte sich – unterstützt von Stadt und Land Hessen – vehement für den Verbleib der Archive in Frankfurt eingesetzt und dem Verlag ein ausgezeichnetes Angebot für die Übernahme der Archive gemacht.

Müller-Esterl zeigte sich betrübt, dass Frankfurt ein großer intellektueller und kultureller Schatz verloren gehe: »Ein Archiv von diesem Rang sollte nicht aus dem geistigen und kulturhistorischen Entstehungszusammenhang herausgerissen werden.« Literaturwissenschaftlich und geistesgeschichtlich sind die Archive der Verlage Suhrkamp und Insel von höchstem Wert. Sie umfassen Manuskripte und Korrespondenzen unter anderem von Theodor W. Adorno, Ingeborg Bachmann, Ernst Bloch, Bert Brecht, Paul Celan, Hans Magnus Enzensberger, Max Frisch, Durs Grünbein, Peter Handke, Hermann Hesse, Marie Luise Kaschnitz, Niklas Luhmann, Arno Schmidt und Martin Walser.

Die Universität hätte gern die einmalige Chance genutzt, ein solches Archiv in einem lebendigen Lehr- und Forschungskontext weiter zu erschließen und in dem geplanten Archivzentrum auf dem Campus Westend anzusiedeln. Jetzt setzen die Geisteswissenschaftler der Goethe-Universität auf eine Kooperation mit Marbach, über die sich bereits am Tag vor dem öffentlichen Bekanntwerden der Entscheidung Müller-Esterl und Prof. Dr. Ulrich Raulff, Direktor der Marbacher Archive, verständigt hatten.

Darin wird der Goethe-Universität eine privilegierte Position in der Erforschung der Archive von Suhrkamp und Insel gesichert, eine von den beiden Partnern zu gründende Arbeitsgemeinschaft Suhrkamp-Insel-Archive wird wissenschaftliche Kolloquien, Ausstellungen und Publikationen koordinieren, um Inhalte der Archive zu erforschen und zu vermitteln. Darüber hinaus beabsichtigen Goethe-Universität und das Deutsche Literaturarchiv, ein Stipendienprogramm einzurichten, das Forschern aus aller Welt die Arbeit mit den Quellen der Suhrkamp- und Insel-Archive ermöglichen soll. »Beide Institutionen haben mit Leidenschaft um dieses bedeutende Erbe der deutschen und europäischen Geistes- und Literaturgeschichte gekämpft«, erklärte Müller-Esterl. »Beide Seiten

hatten eine massive öffentliche und publizistische Unterstützung und gute Argumente für die jeweils eigene Position.«

Das beurteilten auch die Medien ähnlich. So schrieb Felicitas von Lovenberg im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung: »Frankfurt hat sich also, nicht nur, was die im Rahmen der 2002 überlassenen Dauerleihgabe angeht, nichts vorzuwerfen, im Gegenteil. Es wäre fatal, wenn die engagierte Zusammenarbeit, mit der sich Universität, Stadt und Land um die Archive bemüht haben, mit der Enttäuschung über den ungünstigen Ausgang dieser Bewerbung, wieder auf Eis gelegt würde (...) Während in Marbach künftig nicht allein der Forschungs-, sondern auch der Schauwert der Sammlung zur Geltung gebracht werden wird, hätte Frankfurt sie eher in einem lebendigen interdisziplinären Zusammenhang gestellt, die das Gegenteil einer Musealisierung der Bestände bezweckt hätte.«

Bereits seit 2002 betreut die Universität Teile der Suhrkamp-Archive. In einem bis heute (Stand Mitte November) ungekündigten Vertrag zwischen der Suhrkamp-Stiftung und der Goethe-Universität, unterzeichnet von Ulla Unseld-Berkéwicz und dem damaligen Universitätspräsidenten Rudolf Steinberg, hatten beide Seiten eine



»Nach zwanzig Jahren einvernehmlichen wie streitbaren Gesprächs hast du auch erfahren von dem Ungeschriebenen, und so bist du für mich der menschliche Ort geworden, ohne den das einsamste Leben unmöglich ist: die Gewissheit, dass es in der Welt einen Menschen gibt, bei dem man als zusammengefasste Kenntnis sicher aufgehoben ist. Obwohl ich keiner Probe bedurft hätte, hast du mir geholfen im schlimmsten Unglück meines Lebens, als ich mich jenseits von Hilfe glaubte«, schrieb Uwe Johnson 1979 an Siegfried Unseld. Das Bild zeigt Johnson bei der Poetik-Vorlesung im Mai 1979, im legendären Hörsaal VI der Goethe-Universität.

langfristige Kooperation bei der Erschließung der Archivalien vereinbart. Schon bald begann die konservatorische Sicherung und die Erschließung der Dokumente von den 1940er bis zu den 1960er Jahren. Denn das in Umzugskisten angelieferte ungeordnete Material aus den Kellern der Lindenstraße befand sich zum Teil in einem konservatorisch bedenklichen Zustand und

musste zu einem Archiv, das diesen Namen verdiente, geformt werden. »Unter Leitung unseres Archivars Wolfgang Schopf und unserer Wissenschaftler wurde großartige Arbeit geleistet«, betonte der Uni-Präsident. Aus dem Archiv seien inzwischen hochrangige Publikationen, eine ganze Reihe von viel beachteten Ausstellungen und wissenschaftlichen Projekten hervorgegangen.

Auch das Uwe Johnson-Archiv muss umziehen

Neben diesen bereits aufbereiteten Archivbeständen verliert die Universität auch das Autorenarchiv Uwe Johnson, das Dr. Eberhard Fahlke seit Mitte der 1980er Jahre wissenschaftlich betreut. Es enthält die Manuskripte, Briefe und die über 5000 Bände der Bibliothek des bekannten deutschen Nachkriegsautors. Siegfried Unseld übergab sie als Depositum an die Universität Frankfurt. Neben der Betreuung der Werke von Uwe Johnson fungiert das Archiv auch als Herausgeber einer Schriftenreihe, die im Suhrkamp Verlag erscheint. Im März 1985 schrieb die »Zeit«: »Rühmenswert, wie unbürokratisch rasch sich die Universität Frankfurt mit dem von Johnson im Testament als Erbe benannten Suhrkamp Verlag und mit dessen Leiter, Siegfried Unseld, als Nachlassverwalter geeinigt hat: Schon ein Jahr nach dem Tode des Dichters kann der vollständige Nachlass, wie er am Todestag auf der Sheppey-Insel vorgefunden wurde, der Goethe-Universität als Leihgabe zur Sichtung und wissenschaftlichen Auswertung übergeben werden.« Das Marbacher Archiv und die dort anreisenden Wissenschaftler dürften ihre Freude an den erstklassig ausgewerteten Archivalien aus Frankfurt haben!

Ulrike Jaspers ♦

Finanzmärkte und Wohlstand

Ein Einblick in den Wertschöpfungsanteil der Finanzindustrie in Deutschland

Wie wird sich der Finanzstandort Deutschland in Zukunft entwickeln und welchen Mehrwert leistet der Finanzsektor für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands? Eine intensive akademische Auseinandersetzung mit den Strukturen von Finanzplätzen findet erst seit wenigen Jahren statt.

Ein Team des Center for Financial Studies unter Leitung von Prof. Jan Pieter Krahen erhebt seit drei Jahren, wie Führungskräften der Finanzindustrie ihre Geschäftssituation und den Beitrag ihres

Unternehmens zur Wertschöpfung des Finanzsektors in Deutschland einschätzen. Dazu wurde ein neues Instrument entwickelt, der CFS-Finanzplatzindex.

Definiert man einen Finanzplatz als Standort, an dem sich eine hohe Anzahl von Finanzakteuren konzentriert, so gibt es aus der geografischen Sicht zwei Finanzzentren für Deutschland: Frankfurt und München. In Frankfurt existiert eine deutliche Agglomeration von Kreditinstituten, wobei neben den sichtbaren Banktürmen zusätzlich über

200 weitere Bankhäuser präsent sind. Die Kernaufgabe dieser Finanzinstitute besteht in der Finanzintermediation, also in der Vermittlung zwischen Kreditangebot und -nachfrage, sowie dem Kapitalmarktgeschäft. Das Kreditgeschäft hat in Deutschland traditionell eine hohe Bedeutung, da Unternehmen Investitionsvorhaben vornehmlich über Bankkredite finanzieren. Daneben gibt es einen wachsenden Markt für Anleihen und Beteiligungstitel. Die Agglomeration an wenigen Standorten ist auch Ausdruck des Wettbe-

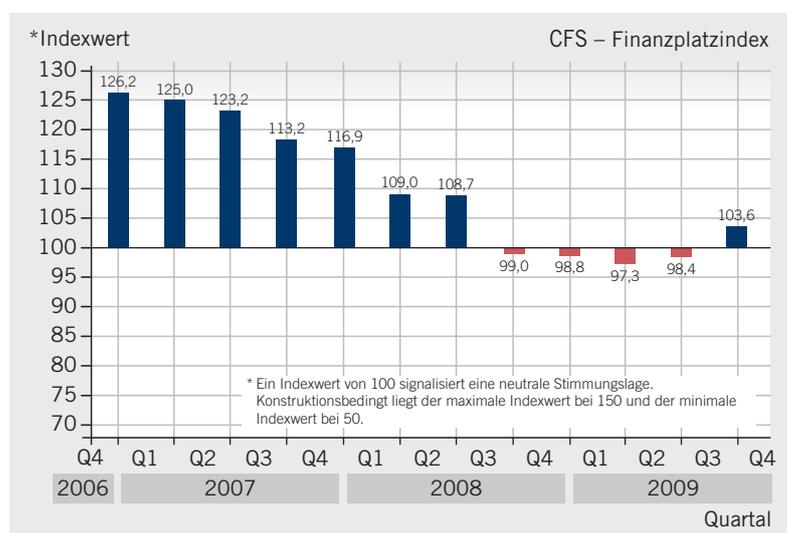
werbs um hochqualifiziertes Personal und um Wissensvorsprünge.

Frankfurt zeichnet ebenfalls ein hoher Anteil von Auslands- und Spezialbanken aus, die durch den internationalen Fokus und eine globale Vernetzung wertvolle Dienstleistungen für institutionelle wie auch private Kunden erbringen können. Der Bankensektor ist zudem einer der größten Arbeitgeber der Stadt, da über 75 000 Menschen direkt bei Kreditinstituten Beschäftigung finden. Neben dem für die Region bedeutsamen Arbeitseinkommen und dem daraus resultierenden Konsum leisten die Kreditinstitute nicht zuletzt durch ihr Steueraufkommen einen erheblichen Beitrag für die Stadtgesellschaft.

In München ist der Finanzsektor im direkten Vergleich der Anzahl

Neue Heimat der Wirtschaftswissenschaftler: House of Finance (HoF) und Recht- und Wirtschaftsgebäude (RuW) am Campus Westend, in Blicknähe zur Bundesbank (Hintergrund).

Der CFS-Finanzplatzindex ist skaliert von 50 bis 150, ein Indexwert von 100 entspricht einer insgesamt neutralen Einschätzung der Geschäftssituation. Hier lassen sich die Auswirkungen der Finanzkrise deutlich ablesen.



der Firmensitze zwar kleiner als in Frankfurt, dafür ist aber die Versicherungswirtschaft mit insgesamt 70 Versicherungen deutlich präsenter. Hinzu kommt, dass der Bereich Private Equity in München einen Schwerpunkt bildet: 40 Private-Equity-Gesellschaften sind in der bayerischen Metropole niedergelassen.

Der Finanzsektor: Von Banken bis zu IT-Dienstleistern

Neben der räumlichen Betrachtungsweise ermöglicht eine funktionale Ordnung eine präzisere Einsicht in die Struktur des Finanzplatzes, bei der die Unternehmen nach ihren Aufgaben und Leistungen kategorisiert werden. Das Team am Center for Financial Studies ordnet hierfür Unternehmen und Institutionen des Finanzsektors

vier Bereichen zu. Das Segment »Finanzinstitute und Börse«, zu dem Kreditinstitute und Versicherungen, Investmentbanken, Börsenbetreiber, Asset Manager, Private Equity sowie Wertpapierhändler gehören, bildet in unterschiedlichen Zusammensetzungen den Kern eines jeden Finanzplatzes. Um diesen Nukleus sind die Finanzdienstleister angeordnet, die sekundäre Dienstleistungen für die erste Gruppe erbringen. Dies sind unter anderem Unternehmensberatungen, Wirtschaftsprüfer und IT-Dienstleister. Ein weiteres dem Finanzplatz zugehöriges Segment sind die finanzplatzbezogenen Institutionen: Zu dieser Gruppe gehören die Organe der Aufsicht und Regulierung, Interessensverbände und akademische Institutionen. Zuletzt gibt es noch Finanzplatzprofitieren-

de Unternehmen, die von der Geschäftstätigkeit des Finanzsektors indirekt profitieren, selbst jedoch nicht der Finanzindustrie angehören wie große Immobiliengesellschaften, Flughäfen, Hotels oder Autovermietungen.

Die Bedeutung des Finanzsektors ergibt sich aus den erbrachten Leistungen für das Bruttoinlandsprodukt der Volkswirtschaft. In Anlehnung an die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung identifiziert das CFS für den Wertschöpfungsanteil des Finanzsektors drei Komponenten: die Investitionen in Produkt- und Prozessinnovationen, die Erträge aus der Geschäftstätigkeit und das Einkommen der Mitarbeiter. Neben den Erträgen werden auch Um-

Das Center for Financial Studies

Das 1967 gegründete Center for Financial Studies (bis 1996 bekannt als Institut für Kapitalmarktforschung) ist ein an die Goethe-Universität angegliedertes und vollständig unabhängig finanziertes Forschungsinstitut. Das Center for Financial Studies (CFS) betreibt international ausgerichtete Forschung über Finanzmärkte, Finanzintermediäre und Monetäre Ökonomie, bietet hochgradige Qualifizierung und Weiterbildung an und fördert den Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis. Seit 2008 hat das Center for Financial Studies seinen Sitz im neu errichteten House of Finance am Campus Westend und trägt dort zu einem Ausbau der Schwerpunktbildung bei, unter anderem durch verstärkte Kooperation mit den Fachgruppen Finance, Macroeconomics und Financial Law.

satzentwicklungen abgefragt, denn dadurch enthält der resultierende Indexwert zusätzlich zu der Wertschöpfungs- eine Volumenkomponente der Geschäftstätigkeit.

500 Führungskräfte in jedem Quartal befragt

Der CFS-Finanzplatzindex wird quartalsweise aus einem Panel von 500 Führungskräften der Finanzindustrie in ganz Deutschland für die vier Segmente erhoben. Die Befragten berichten dazu jeweils über die Geschäftssituation ihres Unternehmens oder ihrer Institution, indem sie ihre Einschätzung (positiv, neutral, negativ) abgeben. Das Panel spiegelt in seiner Struktur in etwa die Verteilung der Wertschöpfung auf die vier Segmente wider, wobei entsprechend der Größe für einige wenige Unternehmen mehrere Ansprechpartner befragt werden. Bei der Erhebung wird

einerseits das vergangene Quartal (»Performance«) und andererseits das nächste Quartal (»Prognose«) erfasst. Hierzu fragt das CFS nach den vier Kennzahlen (Ertrag, Umsatz, Investitionen und Beschäftigung), und die Ergebnisse werden so über die Zeit gemittelt, dass sich in einem Gesamtindikator sowohl die Performance als auch die Prognose über zwei Quartale verdichten. Da das Panel gegenwärtig die beiden wichtigsten Standorte Frankfurt und München abbildet, ermöglicht dies neben der Betrachtung zeitlicher Veränderungen und funktionaler Unterschiede zusätzlich einen Vergleich zwischen Regionen. Der Indexwert bewegt sich dabei konstruktionsbedingt in einem Intervall von 50 bis 150, wobei ein Wert von 100 ein insgesamt neutrales Urteil, also eine ausgeglichene Menge von positiven und negativen Einschätzungen, signalisiert.

In der Befragung spiegeln sich auch die Jahre der Finanz- und Wirtschaftskrise wider, indem außergewöhnliche Änderungen der Erwartungen und Einschätzungen in der Finanzindustrie eingetreten sind: Zu Beginn der Zeitreihe im Januar 2007 befand sich der Finanzsektor noch in einer Phase ausgeprägten Optimismus. Mehrheitlich wurde die Ertragslage als hervorragend eingeschätzt, und auch neue Mitarbeiter wurden in großem Umfang eingestellt. Von einem entsprechend hohen Niveau ausgehend sank der Indexwert parallel zur Entwicklung der Finanzkrise teilweise sprunghaft. Besonders stark war der Einbruch im Oktober 2008, dem Monat nach der Schließung der Lehman Bank in den USA und für viele Befragte der Einstieg in die systemische Krise.

Wendepunkt nach der Krise

Erst im Frühjahr 2009 erreichte der Indexverlauf einen Wendepunkt. Seitdem hat der Indexwert wieder zugelegt; aber erst mit der letzten Befragung vom Oktober 2009 hat sich diese Entwicklung verstärkt, so dass erstmals seit fünf Quartalen wieder ein insgesamt positives Niveau erreicht wurde.

Schon jetzt gibt die Betrachtung der Teilindizes – etwa getrennt nach Banken und Versicherungen – Einblick in die teilweise recht unterschiedlichen Branchenkonjunkturen und deren gegenseitige Abhängigkeiten. Ebenso werden differenzierte Entwicklungen bei Investitionen, bei Einstellungen und bei Gewinnen deutlich. Die Evaluation der Befragung gibt Anlass zu der Hoffnung, dass der CFS-Finanzplatzindex mit einer weiter zunehmenden Laufzeit auch eine Prognosequalität entfalten wird, die eines Tages einen Einsatz als vorauslaufender Konjunkturindikator für die Finanzbranche in Deutschland erlaubt.

Weitergehende Informationen:
www.finanzplatzindex.de ◆

Der Autor

Christian Knoll, 31, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Center for Financial Studies (CFS) und Doktorand der Abteilung Finanzen. Er ist zuständig für die konzeptionelle Umsetzung des CFS-Finanzplatzindex und hat zuvor an der Goethe-Universität mit dem Abschluss Diplom-Kaufmann studiert.
knoll@ifk-cfs.de

Anzeige

**Eine neue Zeit beginnt.
Wir sind bereit.**

Wir stehen am Anfang einer neuen Zeit. Einer Zeit, die Erfahrung und Entschlossenheit erfordert. Gerade im Umbruch sind wir unseren Kunden und unserem Anspruch an Leistung verpflichtet. Wir haben die Stärke, weiter erfolgreich und nachhaltig zu wachsen.

www.deutsche-bank.de

Leistung aus Leidenschaft. **Deutsche Bank**

Lokale Konturen eines globalen Leitbildes

Zur Kreativpolitik in Frankfurt

Die Kreativwirtschaft macht Karriere. Mittlerweile ist es kaum mehr vorstellbar, dass über regionale Wirtschaftsentwicklung gesprochen wird, ohne dabei die Bedeutung von Kreativität, Kunst und Kultur zu beschwören. Zu diesem Eindruck gelangt man jedenfalls, wenn man die Webseiten städtischer Wirtschaftsförderungen, Wirtschaftsmeldungen in den Massenmedien, Rapports der EU, OECD und UNESCO oder Parteiprogramme liest.

Gälten Kunst und Kultur früher bestenfalls als Hintergrundbedingungen einer erfolgreichen Regionalpolitik, so sind sie heute zu deren Kristallisationspunkt geworden. Diese Verschiebung kann beispielhaft anhand der schnell wachsenden Zahl von Studien zur Kultur- und Kreativwirtschaft nachvollzogen werden. ■ Widmeten sich die ersten Berichte noch überwiegend dem enger gefassten Bereich der »Kulturwirtschaft« wie Film, Musik und darstellende Künste, jedoch nicht Bereichen wie Werbung oder Software/Games, und stellten deren volkswirtschaftlichen Beitrag heraus, so ist jüngst in erweiterter Abgrenzung meist von der »Kreativwirtschaft« die Rede, die als entscheidender Faktor städtischer Entwicklung betrachtet wird. Zu verstehen ist der Erfolg dieser Debatte nur, wenn die semantische Entgrenzungs- und Mobilisierungsfunktion des Begriffs »Kreativität« berücksichtigt wird: Er ist hochgradig positiv belegt, eine niemanden ausschließende Jedermanns-Ressource und steht für eine saubere Form der Wirtschaftsentwicklung mit identitätsstiftenden Formen von Erwerbsarbeit.

So entfaltet das Thema Kreativwirtschaft eine Dynamik und Attraktivität, der sich Politik und Förderpraxis kaum mehr entziehen können. Die kritischen Stimmen der Anfangsjahre, die etwa die empirischen Grundlagen des Modells bezweifelten oder auf die Grenzen der Planbarkeit hinwiesen, wurden seltener und leiser. Stattdessen sind allerorten Bemühungen zu verzeichnen, das Label »Kreativwirtschaft«



programmatisch aufzugreifen. Wer mit Leitbilddiskussionen vertraut ist, der erkennt hier den Zyklus von Genese, mimetischer Verbreitung, aktuell ablaufender Institutionalisierung und sich ankündigender Krise, die mit dem Verlust der innovativen Aura einhergeht. Dieser Zyklus und die konkreten Wirkweisen sind Gegenstand unseres laufenden Forschungsvorhabens zum neuen politischen Gestaltungsfeld »Kreativpolitik« am Beispiel Frankfurt, einer Stadt, die sich gerade in der Institutionalisierungsphase befindet.

Wie wird eine Stadt zur »Top-Adresse für Kreative«

Es ist zwar leicht zu behaupten, man habe die Bedeutung der Kreativwirtschaft erkannt und ihr eine politische Stimme verliehen, wie es beispielsweise Frank-Walter Steinmeier in seinem Programm »Die Arbeit von morgen: Politik für das nächste Jahrzehnt« tut. Aber für die städtische Wirtschaftsförderung stellt die programmatische Ausgestaltung dieses Anspruchs eine Herausforderung dar. Mit welchen Maßnahmen eine Stadt wie Frankfurt zu einer »Top-Adresse für Kreative« – so der ehemalige Frankfurter

Wirtschaftsdezernent Boris Rhein gemacht werden kann, ist unklar. Im Vordergrund stehen deshalb oft konkrete Projekte, aus deren Erfolg Strategien abgeleitet oder an denen Instrumente erprobt werden.

In Frankfurt gibt es dafür mittlerweile eine ganze Reihe von Beispielen. Dabei reicht das Spektrum von Projekten, für deren Gelingen kommunale Unterstützung eine zentrale Rolle spielt, bis hin zu Vorhaben, die sich zumindest in der Anfangsphase eher gegen administrative Widerstände durchsetzen mussten. So bemüht sich die Politik um große Kreativwirtschaftsveranstaltungen mit bundesweiter Ausstrahlung und bewarb sich folgerichtig um den »ADC Gipfel der Kreativität«. Dieses vom Art Directors Club (ADC) organisierte Branchentreffen fand seit 1994 immer in Berlin statt und wurde jetzt erstmals offen ausgeschrieben. Im Wettbewerb konnte Frankfurt überzeugen und erhielt den Zuschlag für die nächsten drei Veranstaltungen. Über das Vertragskonstrukt ist nichts Genaues bekannt, aber man kann mit gutem Grund davon ausgehen, dass Frankfurt nicht allein mit seiner verkehrsgünstigen Lage, sondern vor allem mit direkten finanziellen Zuschüssen überzeugte.

Kreative Freiräume: Leer stehende Büroimmobilien können vorübergehend von Künstlern zum Nulltarif oder zu günstigen Mietkonditionen genutzt werden.



■ Von Kommunen, Regionen, Ländern und Bund selbst verfasste oder in Auftrag gegebene Kultur- und Kreativwirtschaftsberichte in Deutschland.

Freiräume: Zwischennutzung leer stehender Immobilien

Großveranstaltungen sind aber nur ein Aspekt der Frankfurter Kreativpolitik. Ihre Wirkung würde nach innen verpuffen, gäbe es keine kreative Szene vor Ort, die für Kontinuität sorgt. Ein gelungenes Beispiel dafür ist der gemeinnützige Verein »basis« zur Förderung kreativer Produktionsmöglichkeiten und Inhalte im Frankfurter Bahnhofsviertel. »basis« kümmert sich um Zwischennutzungsmöglichkeiten von leer stehenden Immobilien, sodass mit Unterstützung von Land und Kommune derzeit über 100 Kreative in rund 110 Arbeitsräumen ihre Projekte verwirklichen können. Öffentliche Partner und überdurchschnittlicher Einsatz von »basis« machen es möglich, dass die Ateliermieten sehr günstig sind. Weitere Leistungen dieses Vereins umfassen Angebote der Präsentation, der Kooperation und der Vernetzung. Auch die im Bahnhofsviertel anmietbaren »Workspaces für Kreative« sind so organisiert, dass sie sowohl der Vernetzung dienen als auch flexible Lösungen für das Raumproblem vieler Kreativer bieten.

Vernetzung ist überhaupt das entscheidende Stichwort und steht nicht nur im Fall von »basis« für eine heterarchische Form der Kooperation, in der situationsangepasst und dezentral auf Problemstellungen reagiert werden kann. In dieselbe Richtung zielt auch die Initiative des »m² MedienMitt-

woch«. Partner aus Wirtschaft und Politik wollen den Medienstandort »FrankfurtRheinMain« fördern und veranstalten zu diesem Zweck regelmäßige Thementreffen. Völlig unbeabsichtigt hat sogar die kommunale Kreativwirtschaftsdebatte selbst zur Vernetzung beigetragen, indem sie die Entstehung einer »Gegenöffentlichkeit« in Form eines Netzwerks von Kreativen provozierte, die alternative Ansprüche an eine sinnvolle Kreativpolitik für Frankfurt formulierten (vgl. www.kreatives-frankfurt.de).

Paradoxie: Wirtschaftsförderung für etwas Unplanbares

Allgemeine Regeln sind aus solchen Beispielen zwar nur schwer abzuleiten, aber einige der spezifischen Anforderungen kreativwirtschaftlicher Entwicklungsprozesse werden schnell sichtbar. So muss Kreativpolitik angemessen auf die Tatsache reagieren, dass sich Wertschöpfungsprozesse hier verstärkt in zeitlich befristeten Projekten mit unscharfen Rändern vollziehen und weniger in Unternehmen mit festen Hierarchien und Ansprechpartnern. Sie muss eine »kreative Allmende« bereitstellen, die als Umfeld für diese Wertschöpfungsprozesse dient, jenseits der Grenzen einzelner Unternehmen angesiedelt ist und die Entstehung von Netzwerken erlaubt. Und sie muss die besondere Rationalität des Kunst- und Kulturbetriebs, der wesentlich nur für sich selbst sein will, mit dem profanen Streben nach Gewinnma-

ximierung und wachstumseffizienter Verwendung von Fördergeldern versöhnen. Dabei befindet sie sich permanent in der paradoxen Situation, dass administrative Planung – Wirtschaftsförderung – etwas Unplanbares – Kreativität – zum Ziel hat.

Beim Blick auf die kleinen Veränderungen darf der größere Kontext nicht vergessen werden. Kreativpolitik ist Teil einer umfassenden Verschiebung, welche inhaltlich als Vermarktlichung beschrieben werden kann. Sie trägt auf multiple Weise – diskursiv, symbolisch, sozial, rechtlich, ökonomisch – zur Schaffung des Gegenstandes bei, auf den sie sich bezieht und konstituiert ihn als ein Feld, das marktwirtschaftlichen Regeln folgt. Doch dieser Prozess ist in doppelter Hinsicht weitaus weniger »geschlossen«, als es den Anschein hat: Erstens ist die zukünftige Form der Kernbestandteile dieses Marktes – Qualitätskriterien und (symbolische) Güter, Preise, Tauschformen und -orte und so weiter – keineswegs festgelegt, und zweitens schafft er paradoxerweise auch Raum für kreative Produktionen, die sich der Marktlogik entziehen oder sogar ausdrücklich dagegen Stellung beziehen. ◆

Die Autoren

Prof. Dr. Christian Berndt, 42, lehrt und forscht im Bereich angewandte Wirtschaftsgeographie am Institut für Humangeographie der Goethe-Universität. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die heterodoxe Wirtschaftsgeographie mit besonderem Fokus auf Prozessen der Ökonomisierung und »Ver-Marktung«, Geografien der Arbeit sowie Globalisierung und Nord-Süd-Beziehungen.
c.berndt@em.uni-frankfurt.de

Dr. Pascal Goeke, 33, beschäftigt sich seit 2007 mit der Kreativwirtschaft [siehe auch Seite 14].
goeke@em.uni-frankfurt.de

Prof. Dr. Peter Lindner, 40, hat seit 2006 die Professur für Allgemeine Wirtschaftsgeographie am Institut für Humangeographie inne. Sein wissenschaftliches Grundinteresse gilt der Frage, auf welche Weise Güter, marktwirtschaftliche Bewertungsmechanismen und Märkte als Orte des Tauschs geschaffen, reproduziert und verändert werden. Zusammen mit Christian Berndt und Pascal Goeke hat er 2008 den ersten Frankfurter Kreativwirtschaftsbericht verfasst.
plindner@uni-frankfurt.de

KOMM!

Eine neue Form der Kunstvermittlung zur Integration arbeitsloser Jugendlicher

Ein Projekt mit Frankfurter Museen und seine wissenschaftliche Begleitung

Im harten Konkurrenzkampf um einen Arbeits- oder Ausbildungsplatz haben sozial benachteiligte und bildungsferne Jugendliche oft keine Chance. Ihnen fehlt nicht nur wichtiges Basiswissen, sie können sich meist schlecht konzentrieren, haben nicht gelernt, eigenständige Entscheidungen zu treffen, und viele beherrschen die deutsche Sprache nur unzureichend. Kann die Begegnung mit der Kunst daran etwas ändern? Das Projekt »KOMM!« von der Agentur »kunstsprünge« gibt dazu seit 2006 neue Impulse. Im Vordergrund stehen Jugendliche, die vom Arbeitsmarkt ausgegrenzt sind und aufgrund erschwelter Lebens- und Sozialisationsbedingungen kaum Perspektiven haben.

»Wir wollen dieser sozialen Problemgruppe über die bildende Kunst grundlegende Fertigkeiten vermitteln, um ihnen den Einstieg ins Berufsleben zu erleichtern: die Fähigkeit zu Kommunikation, Kreativität und Durchhaltevermögen – und damit letztlich auch für ein gestärktes Selbstwertgefühl sorgen«, so Svenja Kriebel, Initiatorin und Koordinatorin des Projekts. Es gehe darum, Verweigerungshaltungen abzulegen und das eigene Leben wieder in die Hand zu nehmen. Schon der Projekttitel sei Programm: »KOMM!«: »Werde aktiv, finde Dich nicht mit Deiner Situation ab« ist die Botschaft.

Sechs Gruppen haben bislang das Projekt in Kooperation mit den Frankfurter Museen Schirn, Städel und Liebieghaus durchlaufen. Finanziert wird es durch Sponsoren. 2007/08 wurde es durch »eXperimente 2007 – eine Initiative der Aventis Foundation« getragen. Eine langfristige Unterstützung erfolgte dank der »Crespo Foundation«. Über den Erfolg von »KOMM!« soll

die wissenschaftliche Begleitforschung von Soziologen der Goethe-Universität Aufschluss geben.

»... am Ball bleiben und etwas zu Ende bringen«

»KOMM!« unterstützt und ergänzt die Arbeit der kooperierenden sozialen Bildungsträger Caritas oder Paul-Ehrlich-Schule, einer berufsbildenden Schule. Hier erhalten die Jugendlichen nicht selten ihre letzte Chance, sich handwerklich zu qualifizieren oder den Hauptschulabschluss zu schaffen. Svenja Kriebel schildert den Ablauf: »Einmal wöchentlich ersetzt KOMM! über fünf Stunden den Alltag der vom Arbeitsamt verordneten Maßnahmen durch eigenes kreatives Arbeiten. Innerhalb kleiner Gruppen von maximal zwölf Teilnehmern wird unter Anleitung eines Museumspädagogen und eines Künstlers an möglichst eigenständig entwickelten Projekten gearbeitet.« Anfangs entstehen Zeichnungen, Porträts, mit denen die (Selbst-)Wahrnehmung sensibilisiert und die Konzentration gesteigert werden soll. Dann werden die Techniken differenzierter: »Lebensgroße Büsten zu erstellen, ist nicht nur eine individuelle, sondern auch schwierige Projektarbeit. Dazu gehört: Ideen finden, sich ein Konzept und einen Ablaufplan überlegen, die einzelnen Schritte umsetzen, aber auch Widerstände und Mängel überwinden, am Ball bleiben und etwas zu Ende bringen.«

Wichtiger Bestandteil des Projektes ist der Besuch der Museen: Für die meisten dieser Jugendlichen ein unbekannter Ort, doch in der zunächst fremden Welt der Bilder und Skulpturen beginnen sie, neue Welten zu entdecken. Im Gespräch über die Kunstwerke können sie ihre Sprachfähigkeiten und ihr Urteilsvermögen stärken. Nicht zuletzt holen sie sich Anregungen



für die eigenen Werke. Schließlich besteht das Ziel ihrer Arbeit darin, Ergebnisse aus der sechsmonatigen Projektarbeit während einer Ausstellung in einem der beteiligten Museen öffentlich vorzustellen. Die Resonanz des Publikums ist nach Auffassung der Initiatorin von »kunstsprünge« überaus positiv. »Das spüren unsere Teilnehmer, sie genießen den Eröffnungsabend, viele sind auch stolz, weil sie zum ersten Mal ein Projekt zum Abschluss gebracht zu haben.«

Jugendliche, die am Arbeitsmarkt wenig Chancen haben, beschäftigen sich in dem »KOMM!«-Projekt mit Kunst, um Kreativität zu entwickeln und ihr Durchhaltevermögen zu verbessern.



»Gute Ansätze einer positiven Aktivierung bei den Jugendlichen«

»Wir beobachten gute Ansätze einer positiven Aktivierung bei den Jugendlichen«, konstatiert Dr. Jens Becker, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, der die wissenschaftliche Begleitforschung leitet und gemeinsam mit Katharina Zoll eine erste Studie veröffentlicht hat. »Die kontinuierlichen Erfolge führen dazu, dass die Jugendlichen im Vergleich zu anderen Maßnahmen, die sie schon durchlaufen haben, deutlich seltener die Teilnahme abbrechen.« Vier Soziologie-Diplomanden haben bei der Untersuchung mitgewirkt, dazu gehörte die

Das eigene Werk präsentieren: Eine Teilnehmerin von KOMM! während des Ausstellungsaufbaus im Städel Museum.

teilnehmende Beobachtung ebenso wie Experten- und Teilnehmerinterviews. Wichtig sei, so Becker, ein eingespieltes kunstpädagogisches Team, das die Teilnehmer an die Hand nehme: »Führung zur Selbstführung« meinte er in Anlehnung an Michel Foucault, damit die Jugendlichen sich trauten, etwas Neues auszuprobieren. Und das klappt auch häufig, wie eine Teilnehmerin im Interview berichtet: »Dir wird gesagt, okay, hier hast Du'n Stift, kannst jetzt machen, was Du willst. Also, erst einmal diese Freiheit zu kapieren: Okay, ich kann eigentlich alles machen, was ich will. Aber damit muss man erst mal irgendwie umgehen können.«

Es braucht Zeit, bis anfängliche Widerstände überwunden sind, die Jugendlichen selbstständig beginnen, über ein mögliches Projekt wie das Drehen eines Films konkret nachzudenken und mehr mit anderen, die sie vorher nicht kannten, zusammenzuarbeiten und zu kommunizieren. Die ablehnen-

de Haltung ist nicht so groß wie gegenüber dem Kunstunterricht in der Schule – so sagte eine andere Teilnehmerin im Interview: »In der Schule ... wurde meistens auch bestimmt, was man machen soll. ›Du machst jetzt das, und wenn es dir nicht passt, kannst du rausgehen.« ... und hier wird man auch gefragt, da wird drüber gesprochen, was wir machen könnten.«

Tatsächlich nehmen der Teamgeist, die Menge der positiven sozialen Interaktionen zu, die Einzelnen konzentrieren sich besser, und die gruppeninternen Störungsmanöver wie Handyklingeln lassen nach. Von acht Jugendlichen eines Kurses bleiben durchschnittlich sechs bis sieben bis zur gemeinsamen Ausstellung ihrer Kunstwerke dabei. Einige Jugendliche fühlten sich angeregt, auch über die Zeit im »KOMM!«-Projekt hinaus, in der Beschäftigung mit Kunst eine Alternative zu anderen Freizeitaktivitäten zu sehen. Andere Projekte konnten dies nicht leisten – so die

Aussage von Jugendlichen, die über Vergleichsmöglichkeiten verfügten. Es lässt sich zeigen, dass die praktische Tätigkeit mit Kunst eine Auseinandersetzung mit der eigenen Identität fördert, die meist nicht bewusst reflektiert, aber doch erlebt wird. Solche Ansätze sind aus der Sozialpsychologie bekannt, werden aber in der Berufs- und Bildungsförderung zu wenig genutzt. Beckers Bilanz: »Die Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur hat eine wichtige Komplementärfunktion, um verantwortungsbewusste Persönlichkeiten mit einer starken Ich-Identität hervorzubringen. Gerade bei diesen benachteiligten Jugendlichen droht die Gefahr, dass die soziale Exklusion sich verfestigt und sie sich überflüssig fühlen oder sie als überflüssig angesehen werden, weil sie weder vom Arbeitsmarkt noch von der Gesellschaft integriert werden können.« ♦

Weitere Information zur Begleitstudie: www.soz.uni-frankfurt.de/agsi/

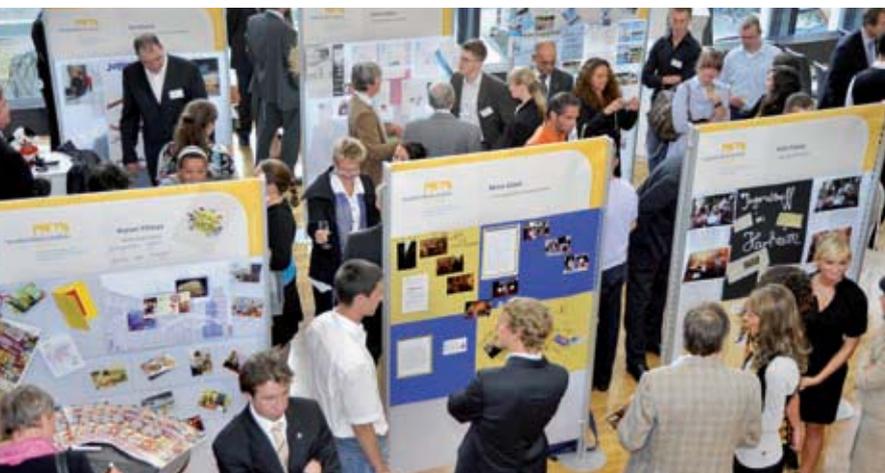
Die Revolution des Ehrenamts im Netzwerk

Die StadtteilBotschafter: Impulse für die Stadtgesellschaft der Zukunft

Wer das so einfache wie findige Frankfurter Projekt »StadtteilBotschafter« der Stiftung Polytechnische Gesellschaft beschreiben will, stößt an die Grenzen des gesellschaftlich vorrätigen Vokabulars. Das ist kein Wunder, denn das Projekt probiert aus, wie soziales Engagement in der Zukunft aussehen kann – eine Blaupause dafür gibt es nicht.

Im Projekt geht es um Ehrenamt, doch mit dem angestaubten Bild von Kassenwart und Schriftführer in Vereinen haben die jungen Botschafterinnen und Botschafter wenig zu tun. Es geht um selektive und individuelle Förderung, doch nur, wenn die geförderten Botschafter etwas für die Gesellschaft leisten. Es geht um Freiheit, auf deren Rückseite Verantwortung entsteht

und es geht um Professionalisierung in bislang der Freizeit zugeordneten Lebensbereichen. Insgesamt geht es um die Frage, wie die Zukunft der Stadtgesellschaft aussehen kann. In der wissenschaftlichen Begleitung dieses Projekts untersuche ich unter anderem, welche neuen sozialen Formen durch das Engagement dieser Botschafter in der Gesellschaft entstehen können.



Es ist vollbracht. Nach 18 Monaten ehrenamtlichen Engagements präsentieren die StadtteilBotschafter der ersten Generation ihre Projekte einer breiten Öffentlichkeit. Ein guter Anlass, um neue Ideen zu sammeln und das nächste Netzwerk zu knüpfen.

»Mach Dein Ding!«

»Mach Dein Ding!« lautete die Losung der Stiftung Polytechnische Gesellschaft, mit der sie junge Frankfurter zwischen 17 und 27 Jahren dazu ermunterte, sich mit einer guten Idee für ein Stipendium zu bewerben. Viel mehr Vorgaben gab es nicht. Es musste nur deutlich werden, dass die Projekte, die die zukünftigen Botschafter allein oder zu zweit verwirklichen, jeweils einem Frankfurter Stadtteil zum Vorteil gereichen. So breit die Ausschreibung war, so breit war die Resonanz: Hausaufgabenhilfe für be-

nachteiligte Kinder in Sossenheim, ein Kletterturm in Nieder-Erlenbach, ein durch Sachsenhausen wandern- des Kunstbuch oder die Eckenheimer Generationenkonferenz sind nur einige Ideen. Wer die Bewerbungshürde genommen hat – aktuell 25 Botschafterinnen und Botschafter mit 17 Projekten –, bekommt einen Etat für sein Projekt, lernt in Seminaren die Kunst der Rhetorik, das Handwerk des Projektmanagements und andere, für das eigene Projekt nützliche Dinge. Ein professioneller Ansprechpartner bei der Stiftung rundet die Leistung für die Botschafter ab. So gerüstet, kann binnen 18 Monaten nach weiteren Partnern oder Sponsoren gesucht, die Idee weiterentwickelt und das Projekt vorangetrieben werden.

Bedeutsam ist das Konzept der StadtteilBotschafter, weil es sich auf die Suche nach Lösungen für viel beklagte Missstände macht. Es reagiert auf die sinkende Bereitschaft, ein klassisches Ehrenamt in Vereinen, Kirchengemeinden oder am Arbeitsplatz zu übernehmen, aber es versucht nicht, diese Form des Engagements einfach wiederzubeleben. Stattdessen nimmt die Stiftung zur Kenntnis, dass es weiterhin Menschen gibt, die sich für die Gesellschaft einsetzen wollen. Genau hier setzt die Förderung an. Die Stiftung vergibt die Stipendien an Einzelne, wenn sie eine gute Idee haben, diese aber, aus welchen Gründen auch immer, nicht eigenständig oder in ihrem bisherigen Verein verwirklichen können. Gemeinsam mit den Botschaftern knüpft die Stiftung Netzwerke in der Stadt. Dabei ist immer klar, dass die Botschafter die Projektleiter sind, auch wenn die Stiftung von ihnen fordert, dass sie ihre Vorhaben in Zusammenarbeit mit Sportvereinen, karitativen Einrichtungen, Schulen oder anderen planen und umsetzen. Bei der Kontaktabbahnung können sich die Botschafter auf ihre Ansprechpartner bei der Stiftung stützen. Dabei profitieren sie vom Renommee der 2005 gegründeten Stiftung Polytechnische Gesellschaft wie auch der ungleich älteren, 1816 gegründeten, Polytechnischen Gesellschaft.

Frei von Vereinshierarchien und eingefahrenen Routinen

Das Bild des Netzwerkes macht auf den entscheidenden Unter-

schied zum Ehrenamt im Verein aufmerksam. Zwar lassen sich auch die Botschafter und die Stiftung auf ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis mit Kontrollen und Verbindlichkeiten ein – so wie es aus der Vereins- und Organisationsforschung bekannt ist –, aber bei den StadtteilBotschaftern gibt es praktisch keine Hierarchien und festgelegten Verfahrenswege. Ist ein Kontakt blockiert oder nicht

zur Unterstützung bereit, wird er im Netzwerk umgangen und eine andere Route gewählt. In Vereinen mit festen Satzungen und eingefahrenen Routinen kann das Veto einer höheren Hierarchieebene selbst die besten Ideen im Keim ersticken. Nicht so beim Projekt StadtteilBotschafter, dessen Struktur und implizite Maxime stark an Heinz von Foersters ethischen Imperativ erinnert: »Handle stets so, dass die An-

Anzeige



**Unsere Region wächst.
Der Flughafen wächst mit.**

Man könnte mit Investitionen warten, bis die Zukunft eine bessere Gelegenheiten bietet. Oder der Zukunft eine neue Landebahn bauen. Wir fangen jetzt damit an.

**Hier landet die Zukunft.
Fraport. Die Airport Manager.**



Sarah-Jane Koch, Stadtteilbotschafterin aus Bonames, leitet Kinder beim Knüpfen von Knoten an. Diese Übung ist Teil einer Feuerwehrfreizeit, die sie entwickelt und geleitet hat.



zahl der Wahlmöglichkeiten größer wird!« Ohne den österreichischen Kybernetiker von Foerster und dessen Werk zu kennen, beschreibt einer der Botschafter seine Einstellung und das Verhältnis zur Stiftung so: »Die Stiftung ist eigentlich der Starter in ein selbstständiges Leben (...). Ich habe früher viele Sachen selber organisiert, aber nicht in so einem Maß und nicht mit solchen Finanzen. Und jetzt trage ich Verantwortung mit meinem Projekt, vor allem mit dem Thema meines Projektes.«

Quasi auf der Rückseite der gewährten Freiheit entsteht Verantwortung. Alle Botschafterinnen und Botschafter müssen für ihre Entscheidungen einstehen. Zunahme von Entscheidungen heißt aber auch, dass sich niemand mehr auf Routinen und Traditionen verlassen kann und die Vergangenheit nicht mehr automatisch den Weg in die Zukunft weist. Das ist der Preis, der

für die Herauslösung des Ehrenamtes aus Organisationsstrukturen zu bezahlen ist. Zwar wird die Anbindung an einen Träger von den Botschaftern verlangt – im Jargon der Netzwerktheorie: die Rekombination von zuvor ausdifferenzierten Adressen –, doch diese Verbindungen können Erfahrungswissen nicht ersetzen. So muss etwa jeder Botschafter die Kostenkalkulation für sein Projekt neu erstellen, weil das Wissen von einer ähnlichen Veranstaltung nur schlecht im Netzwerk gespeichert werden kann.

Neue Kooperationsformen im Praxistest

Im Fall des Frankfurter Projekts können die Mitarbeiter der Stiftung durch ihren Erfahrungsvorsprung die Wissensdefizite ausgleichen. Auch hilft das Rahmenprogramm bei der Überwindung von längeren Durststrecken bei der Projektentwicklung, denn die Treffen mit

Frankfurter Persönlichkeiten oder die gemeinsamen Seminare motivieren und geben Kraft für die nächste Projektetappe. Aber diese Ausgleichsmechanismen sind aufwendig. Im Fall der Stiftung ist das insofern kein Problem, als dass das Ausloten von neuen Formen des sozialen Engagements ein Teil des Projektziels ist. Wie sehr sich bei den StadtteilBotschaftern bewährte Arbeits- und Kooperationsformen verallgemeinern und übertragen lassen, wird für den zukünftigen Erfolg solcher Projekte entscheidend sein.

Ganz gleich, wie das Projekt insgesamt ausgehen wird, die Botschafter der aktuellen Generation leisten gute Arbeit, und das Projekt insgesamt führt vor, testet aus und verwirft Ideen für das soziale Engagement in der Gesellschaft der Zukunft. Dass dieses Engagement im Netz und nicht im geschlossenen Verein, in Heterarchien und nicht in Hierarchien sowie an der Grenze von Freizeit und Professionalität stattfinden wird, scheint allerdings schon jetzt ausgemachte Sache zu sein – und das ist wenigstens eine kleine Revolution. ♦

Weitere Informationen unter: www.stadtteilbotschafter.de

Der Autor

Dr. Pascal Goeke, 33, ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Humangeographie. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Migrations- und Inklusionsforschung sowie die Organisations- und Netzwerkforschung. Seit 2009 begleitet er das Projekt »StadtteilBotschafter« wissenschaftlich. goeke@em.uni-frankfurt.de

Ein Stadtviertel im Wandel

Quartiersforschung im Ostend

»Im Osten gibt's Neues.« So wirbt die Stadt Frankfurt seit Mai 2009 in ihrer Imagekampagne für den Stadtteil Ostend. Das Ostend: künftiger Standort der Europäischen Zentralbank (EZB), Autohäuser, Galerien, Szenelokale, Bildungszentrum, neue hochwertige Wohnbebauung, aber auch starke Verkehrsbelastung, schmutzige Straßen, unsanierte Gebäude,

Kriminaldelikte, Drogen, Abwanderung und Aufgabe zahlreicher Unternehmen. Am Institut für Humangeographie forscht eine Arbeitsgruppe (Junior-Prof. Antje Schlottmann, Dr. Andrea Mösgen, Thomas Sperber) seit mehr als zwei Jahren im Ostend. Im Mittelpunkt stehen dabei die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen.

Besonders im südlichen, an die Innenstadt angrenzenden Teil des Ostends leben überdurchschnittlich viele Bürger mit Migrationshintergrund. Medienberichte über das Ostend beschränken sich oftmals auf Pressemeldungen der Polizei. Und dennoch: Im Vergleich zum Frankfurter Durchschnitt lassen sich weder bezüglich Einkommen noch Arbeitslosigkeit statistisch



Der Neubau der Europäischen Zentralbank (EZB) (hier eine Fotomontage mit dem alten Modell) wird nicht nur Bau- substanz, sondern auch Sozialstrukturen des Ostends tiefgreifend verändern.

Literatur

Schlottmann, A. (2005): *Raum- Sprache – Ost- West-Differenzen in der Berichterstat- tung zur deutschen Einheit. Eine so- zialgeographische Theorie*. Sozialgeo- graphische Bib- liothek, Band 4. Stuttgart: Steiner.

Weichhart, P. (1990): *Raumbe- zogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich- sozialer Kognition und Identifikation*. Erdkundliches Wissen, Band 102. Stuttgart: Steiner.

Werlen, B. (1997): *Sozialgeo- graphie alltäglicher Regionalisierungen*. Band 2: Globali- sierung, Region und Regionalisie- rung. Stuttgart: Steiner.

sich Kinder und Jugendliche? Welche Räume können zum freien Spiel oder zur nicht überwachten beziehungsweise nicht disziplinier- ten Erkundung innerer und äußerer Grenzen genutzt werden? Wie werden neu gestaltete Räume, wie etwa Teile des Ostparks, der Paul- Arnsberg-Platz oder ein Spielplatz an der Rosa-Luxemburg Allee, tatsächlich wahrgenommen? Dabei stellte sich unter anderem heraus, dass vermeintlich gute Angebote von vielen Kindern und Jugendli- chen eher gemieden werden, etwa weil sie wie der Ostpark abseits all- täglicher Raum-Zeit-Pfade oder wie der Paul-Arnsberg-Platz zu offen liegen. Untersucht wurde in diesem Zusammenhang auch das Sicher- heitsempfinden von Kindern, wobei neben dem Ostbahnhof wiederum der Ostpark häufig als »unheimli- cher Ort« erscheint. Herumliegen- der Müll, Verwahrlosung und die dort häufig lagernden Obdachlosen werden als Gründe genannt.

Auch wenn die Ergebnisse der meist qualitativen Forschung auf- grund ihrer Anlage und Laufzeit nicht repräsentativ sind, haben sich im Laufe der Zeit Fragen nach dem Image des Ostends und der raum- bezogenen Identität der Bewohner als zentrale Bausteine für ein tiefe- res Verständnis der Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen erwiesen. Aus dieser Einsicht ist die Idee für ein längerfristig ange-

Kein Raum für Heimatgefühle? Der neugestaltete Paul-Arnsberg- Platz.

belegbare »Probleme« oder »Be- nachteiligungen« feststellen. Das Ostend ist sehr viel heterogener als plakative Bilder dies transportieren. Hinzu kommt, dass das Quartier seit Ende der 1980er Jahre um- fangreich saniert wird und sich des- halb stark wandelt. Dieser Prozess beschleunigt und intensiviert sich aktuell durch den geplanten Neu- bau der Europäischen Zentralbank, der 2014 fertig gestellt werden soll. Diese Ausgangsbedingungen ma- chen das Quartier zu einem hoch- interessanten Gegenstand stadtgeo- grafischer und sozialgeografischer Fragestellungen.

Die Untersuchungen finden zurzeit im Projektseminar »Quar- tiersanalyse« im neu strukturierten Lehramtsstudiengang Geografie statt. Zusammen mit Studierenden werden unter dem Rahmenthema »Räumliche Sozialisation« empiri- sche Einsichten zur symbolischen und emotionalen Aneignung des Viertels und seiner räumlichen Gegebenheiten erfasst. Es geht darum, die Konstitution des Quar- tiers durch Praktiken der sozialen Interaktion und der raumbezogenen Identifikation nachzuvollziehen, mögliche Defizite aufzuzeigen und den zukünftigen Wandel begreifbar zu machen. Wichtige Anregungen für diese zunächst noch punktuelle Erforschung der sozialisatorischen Umwelt im Quartier hat eine Po- diumsdiskussion am Institut für Humangeographie Anfang 2009 geliefert. Als Ostend-Experten standen Eleonore Demmer-Gaite (Internationales Familienzentrum), Christiane Dubuque (Nachbar- schaftszentrum Ostend), Dr. Sabine Baumann (Selbsthilfe- und Nach- barschaftszentrum Ostend e.V.) und Martin Karlson (»Kinder in der

Stadt« KIDS Ostend) den Studie- renden Rede und Antwort.

Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen

Mit diesen sozialen Institutionen besteht auch in der Forschungspra- xis eine enge Kooperation. Sie ge- wahren großzügig Einblicke in ihre Jugendarbeit. So kann die Bedeu- tung der öffentlichen Einrichtungen als Anlaufstelle, Aufenthalts- und Lernort erfasst werden. Dabei wurde zum Beispiel deutlich, dass das An- gebot des Spielens unter Aufsicht gerade in Zeiten zwischen Schule und Abendessen nachgefragt ist und insbesondere für die sogenann- ten »Lückekinder« zwischen 9 und 13 Jahren, die nicht mehr in den Hort, aber noch nicht in Jugend- clubs gehen, von großer sozialisato- rischer Bedeutung ist.

Neben den öffentlichen Ein- richtungen werden aber auch die – gemäß neuerer Sozialisations- theorien – wichtigen unregelmäßig Freiräume untersucht: Wo treffen



legtes Forschungsprojekt im Rahmen des »Stadtteilatlas Ostend« entstanden, den Prof. Thorsten Bürklin und Prof. Michael Peterek von der Fachhochschule Frankfurt am Main planen. Der Stadtteilatlas soll über einen längeren Zeitraum die Transformation des Viertels aus unterschiedlichen Blickwinkeln dokumentieren und dabei neue Wege der Kartierung von sozialräumlichen Sachverhalten beschreiben. Forscher der Fachhochschule Frankfurt und der Goethe-Universität analysieren in dem interdisziplinär angelegten Projekt die städtebaulichen, architektonischen, sozialen, demografischen und ökonomischen Entwicklungen dieses Stadtteils. Die Erkenntnisse aus der Dokumentation des Transformationsprozesses lassen sich einerseits planerisch verwerten, andererseits können andere Städte mit vergleichbaren Großprojekten von den Erfahrungen profitieren.

Gibt es ein Wir-Gefühl der »Ost-Ender«?

Die Arbeitsgruppe des Instituts für Humangeographie befasst sich speziell mit dem »Ostend aus der Innensicht«. Ziel ist es, aus humangeografischer, praxiszentrierter

Perspektive (Werlen, Weichhart, Schlottmann) das Ostend als Produkt symbolischer Aneignung – sogenannter signifikanter Regionalisierung – und sozialräumlicher Bindungsprozesse zu rekonstruieren. So soll untersucht werden, welche emotionalen Bezüge von welchen Gruppen hergestellt werden, ob es eine Gruppenidentität im Sinne eines Wir-Gefühls der »Ost-Ender« gibt und wenn ja, wer oder was dazugehört oder ausgegrenzt wird. Trotz der aktuell stattfindenden Aufwertung des Ostends ist dabei davon auszugehen, dass auch das Fremd-Image als Problemviertel die Bindungsprozesse entscheidend mitbestimmt.

Das Projekt soll eine Laufzeit von zwei Jahren haben. Eine mit einem zeitlichen Abstand durchgeführte Folgestudie soll Hinweise auf Image-Veränderungen in diesem dynamischen Frankfurter Stadtteil liefern. Perspektivisch lassen sich aus den Untersuchungen Rückschlüsse auf die Attraktivität des Ostends als Wohnstandort, aber auch auf die bestehende Verbindlichkeit der Bewohner gegenüber »ihrem Quartier« und damit einhergehende soziale Stabilität

ziehen. Durch den Zuzug der EZB entstehende neue Problemlagen, wie die Verdrängung alteingesessener, sozial schwächerer Gruppen (Gentrification) sowie Identitäts- und Bindungsverluste und daraus resultierende soziale Konfliktherde können erfasst werden. Teil des Projekts wird auch sein, die Zielgruppe bei einer Kreativwerkstatt zum Thema »unser Ostend« an Ergebnissen und gestalterischen Empfehlungen teilhaben zu lassen. ♦

Die Autorinnen

Dr. Antje Schlottmann, 39, ist Juniorprofessorin für Geografie und ihre Didaktik am Institut für Humangeographie. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen sozial- und kulturgeografische Theoriebildung, mediale Konstitution raumbezogener Images und Identitäten sowie gesellschaftliche Naturverhältnisse.

www.geo.uni-frankfurt.de/ifh/Personen/schlottmann

Dr. Andrea Mösgen, 37, ist Akademische Rätin am Institut für Humangeographie. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die städtische Sozialraumanalyse und die Verkehrsmodellierung mit Geographischen Informationssystemen.

www.geo.uni-frankfurt.de/ifh/Personen/moesgen



»Ich bin ein Mann! Was willst du überhaupt?«

Wie Frauen in Frankfurts offener Drogenszene die Hierarchie der Geschlechter erfahren

Die gesellschaftliche Wahrnehmung des Drogenproblems ist geprägt durch öffentlich präsente Drogenszenen und den dort stattfindenden sichtbaren Handel und Konsum illegaler Drogen in Verbindung mit Beschaffungskriminalität und Prostitution. Die Szeneangehörigen, die mit ihrer Lebensweise jeder gesellschaftlichen Norm zu widersprechen scheinen, verkörpern mit ihrer Präsenz an öffentlichen Plätzen, ihrer sozialen Desintegration und ihrer gesundheitlichen Verelendung die beängstigende Dramatik von Drogengebrauch und Abhängigkeit.

Um die lebensweltliche Situation von Frauen in diesem patriarchal

geprägten Milieu zu explorieren, wurde eine ethnografische Studie im Frankfurter Bahnhofsviertel durchgeführt. Die Forschungsergebnisse stützen sich auf 25 qualitative themenzentrierte Interviews mit Heroin- und Crackkonsumentinnen sowie zahlreiche Feldbeobachtungen, die zwischen 2003 und 2009 stattfanden. Die Interviewpartnerinnen wurden direkt auf der Straße im Bahnhofsviertel oder in Drogenhilfeeinrichtungen angesprochen. Um auch Aussagen über Genderdifferenzen treffen zu können, wurden die Daten der »Szenestudie« des an der Goethe-Universität angesiedelten Centre for Drug Research, für die 50 weibliche und 100

männliche Szeneangehörige befragt wurden, einer Sekundärauswertung unterzogen.

Öffentliche Drogenszenen als »Angsträume«

Öffentliche Drogenszenen werden von Bürgerinnen und Bürgern – unabhängig von realen Gefahren – als »Angsträume« empfunden und gemieden. Meist bilden sich Szenen an belebten Orten mit guter Verkehrsanbindung und Einkaufsmöglichkeiten – wie im Frankfurter Bahnhofsviertel, das als eigene kleine Welt erscheint. In keinem anderen Teil der Stadt existieren so unterschiedliche Gesellschaftsschichten nebeneinander, treffen Armut und Reichtum auf solch engem Raum aufeinander: hier billige Stundenhotels, Straßenprostituierte und Obdachlose, dort Bürohäuser, Banken und geschäftige Pendler auf dem Weg zum Arbeitsplatz. Zwischen Banken, Bars, Bordellen und Geschäften vollzieht sich das alltägliche Leben der etwa 300 bis 500 Drogenkonsumierenden, die sich regelmäßig und dauerhaft in der Szene aufhalten; etwa ein Viertel von ihnen sind Frauen.

Viele sind obdachlos, und das Bahnhofsviertel ist ihr Lebensmittelpunkt. Die Frauen halten sich durchschnittlich neun Stunden täglich dort auf, die Männer etwa sieben. Heroin und Crack dominieren die Drogenkonsummuster, daneben nehmen auch Benzodiazepine einen wichtigen Stellenwert ein. Alkohol, Cannabis und Kokain werden dagegen in geringem Umfang konsumiert.

Einzelgängerinnen in einer aggressiven Männerwelt

Soziale Marginalisierung und der Kreislauf aus Finanzierung, Beschaffung und Konsum illegaler Drogen kennzeichnen den Alltag in der Szene. Entscheidend wird das Leben in diesem Milieu von der Geschlechtszugehörigkeit geprägt; die Drogenszene ist eine »Männerwelt«. Physische Stärke, Aggressionen und Gewalt erhalten unter den Bedingungen der Illegalität einen entscheidenden Stellenwert. Damit herrschen männliche Normen, die sich an den traditionellen Geschlechterstereotypen orientieren und das »Recht des Stärkeren« betonen: Wer sich körperlich durchsetzen kann, hat das Sagen. Damit

sind Frauen schon aufgrund ihrer physischen Konstitution benachteiligt. Wie sehr die Geschlechterhierarchie das Leben in der Szene bestimmt, illustriert das Interviewzitat »Ich bin ein Mann! Was willst du überhaupt?«. Die Geschlechterordnung wird in Alltagssituationen immer wieder hergestellt und gefestigt, Konflikte werden gemäß der Geschlechtszugehörigkeit entschieden.

Wie bewältigen Frauen unter diesen Umständen den Szenealltag? »Jeder muss hier seinen Kampf kämpfen!« – so brachte es eine Drogenkonsumentin in einem Interview auf den Punkt. Frauen erleben die sozialen Beziehungen als von gegenseitigem Misstrauen und fehlender Solidarität geprägt. Viele haben die Erfahrung gemacht, dass Freundschaften in diesem Umfeld kaum möglich sind und bewegen sich daher als Einzelgängerinnen in der Szene – mit fatalen Folgen, denn damit fehlen ihnen auch die unterstützenden und protektiven Sozialkontakte. Männer sind dagegen eher in soziale Netzwerke eingebunden und schließen sich häufiger zu kleineren Gruppen zusammen.

Die Frauen in der Drogenszene sind gleich in doppelter Weise stigmatisiert: Sie verstoßen nicht nur gegen gesetzliche Normen, sondern auch gegen die gesellschaftlichen Normvorstellungen von Weiblichkeit. Diese negative Bewertung haben sie internalisiert, was zudem dazu führt, dass sie sich untereinander diskreditieren und abwerten. Die Geringschätzung anderer »Szenefrauen« ist ein wichtiges Element der Identitätsarbeit, da sich hiermit gleichzeitig die Aufwertung der eigenen Person verbindet und die Drogenkonsumentinnen so ein annähernd positives Selbstbild aufrechterhalten können.

»Was die anderen Frauen machen, wäre für mich unvorstellbar!« Derartige abschätzende Bemerkungen über andere Frauen aus der Szene gehören zum Alltag und erschweren es, sich solidarisch füreinander einzusetzen. Die gegenseitige Diskreditierung verhindert, dass die Frauen ein gemeinsames Schutz- und Unterstützungssystem aufbauen und macht sie im Szenealltag erheblich angreifbarer.

Das Leben in der Drogenszene ist für Frauen psychisch und physisch deutlich belastender als für

Männer: So schätzt jede dritte Frau, jedoch weniger als jeder zehnte Mann, den eigenen Gesundheitszustand schlecht bis sehr schlecht ein. Über die Hälfte der Frauen, aber nur ein Drittel der Männer berichten, unter Depressionen zu leiden. Und auch von Gewalt sind Frauen häufiger betroffen: Im Durchschnitt erlebten die Frauen in einem Monat sechs, die Männer drei Gewaltsituationen.

Für die Entwicklung effektiver Hilfsangebote ist es unerlässlich, die besondere Problemlage von Drogenkonsumentinnen in den Blick zu nehmen, um so zu erfahren, was Frauen wollen könnten. ◆

Die Autorin

Christiane Bernard, 32, promoviert am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Frankfurt über genderspezifische Auswirkungen unterschiedlicher Drogenpolitiken am Beispiel der USA und Deutschlands. Sie war von 2003 bis 2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Centre for Drug Research in Frankfurt, von 2006 bis Juni 2009 Research Scholar an der City University of New York und ist seit 2008 Stipendiatin des MainCampus-Stipendiatenwerks der Polytechnischen Gesellschaft; sie arbeitete zudem zehn Jahre in der Frankfurter Drogenhilfe und begleitete während ihres USA-Forschungsaufenthalts Streetworker in Harlem und Brooklyn. bernard@cdr-uni-frankfurt.de

Literatur

Oliver Müller, Bernd Wense und Christiane Bernard (2009) *MoSyD Szenestudie: Die offene Drogenszene in Frankfurt am Main 2008* Johann Wolfgang Goethe-Universität, Centre for Drug Research, Frankfurt am Main.

